

---

Jürgen Erfurt

**Français en France – Français au Canada:  
Französisch oder französische Sprachen.  
Sprachliche Variation und Sprachwandel  
in der alten und neuen Romania<sup>1</sup>**

**1. Problemskizze**

Daß sich im Vollzug der sprachlichen Tätigkeit der Menschen die Sprachen wandeln, aus dem einfachen Grunde, weil sie im Zuge lebenspraktischer und geistiger Aktivitäten der Menschen gesprochen und geschrieben werden, gehört zu den grundlegenden Bestimmungen von Sprache. Dem Wandel geht Variation voraus, d.h., daß zu einer bestehenden Form eine andere, neue, eine konkurrierende tritt, die dann die verallgemeinerte Form wird. Vom Wandel werden, wenn auch in unterschiedlichem Maße, alle sprachlichen Ebenen und Bereiche erfaßt: Lautung, Morphologie, Syntax, Lexikon, Stile oder Textsorten, Normen, selbst ganze Varietäten, wenn z.B. regionale oder soziale Varietäten einer Sprache zu voll funktionsfähigen Sprachen einer Gemeinschaft ausgebaut werden.

---

1 Der Aufsatz verdankt seine Entstehung einer Diskussion zwischen Raymond Mougeon (York University Toronto) und dem Verf. über das Buch „Vers une approche panlectale de la variation du français“ von R. Chaudenson, R. Mougeon und É. Beniak sowie Gesprächen mit Monica Heller, Normand Labrie (Institut d'études pédagogiques de l'Ontario, Centre de recherches en éducation franco-ontarienne in Toronto) und Danielle Cyr (York University Toronto) über Probleme der sprachlichen Variation im minderheitensprachlichen Kontext. Besonderer Dank gebührt Normand Labrie (Toronto) und Georg Kremnitz (Wien), die eine frühere Fassung des Aufsatzes kommentierten.

Der Wandel hat mindestens noch eine zweite Dimension, eine räumliche bzw. geolinguistische. Niemand weiß genau, wieviele Sprachen auf der Erde eigentlich vorkommen. Das hängt bekanntermaßen damit zusammen, daß die Sprachwissenschaft Mühe hat zu bestimmen, was eine Sprache ist und was sie zum Beispiel von einem Dialekt unterscheidet. Dieses keineswegs nur akademische und hausgemachte Problem geht mit der Tatsache einher, daß sich die Sprachenlandschaft der Erde rasch verändert: Bislang nur mündlich existierende Sprachen nehmen den Weg zur Schriftlichkeit; im Zuge politischer Umwälzungen treten sprachliche Formen aus dem Schatten einer „Dachsprache“ heraus und nehmen den Weg einer gesonderten Entwicklung. Seit Beginn der kolonialen Expansion insbesondere europäischer Mächte muß die Sprachgeographie den Tod vieler Sprachen zugunsten der territorialen Ausbreitung einiger weniger anderer Sprachen verzeichnen. Sprachtod, d.h. das Aussterben der Sprecher einer Sprache bzw. die Folgeerscheinung von Sprachzerfall, und Sprachenwechsel („language shift“), d.h. der Wechsel zu einer (meist) prestigeträchtigeren Sprache, sind – aus welchen Gründen auch immer – die beiden wesentlichen Erscheinungen bei der Reduzierung der Sprachenvielfalt. In quantitativer Hinsicht vergleichsweise gering fällt dagegen die „Entstehung“ neuer Sprachen aus, sei es durch die Wiedergeburt einer bereits totgesagten Sprache, wie im Falle des Hebräischen, sei es, was der häufigere Fall ist, durch Ausdifferenzierung sprachlicher Varietäten und den Wandel ihres Status. Die Familie der romanischen Sprachen bietet Beispiele für vielfältige Szenarien des Wandels sowohl von Korpusphänomenen wie der Lautung, Lexik, Grammatik, Pragmatik als auch von Statusphänomenen, wie sie sich beispielsweise im Wandel der Sprache-Dialekt-Beziehung, im Verhältnis von Minderheitensprache-Majoritätssprache oder von dominanter und dominierter Sprache ausdrücken.

Ihre historisch-genetische Gemeinsamkeit haben die romanischen Sprachen darin, daß sie sich aus einer Varietät des Lateins, des Vulgär- oder gesprochenen Lateins, entwickelt haben und daß in all diesen Sprachen mehr oder weniger viele Merkmale des Lateins fortleben. Einige romanische Sprachen existieren sozusagen in zweiter Generation: entweder in Form einer romanisch basierten Kreolsprache oder als „neoromanische“ Sprache, die, wie im Falle des Korsischen, viele Züge einer anderen romanischen Sprache – in diesem Falle des Italienischen – trägt und von den Sprechern als ihre eigene Sprache, und nicht etwa als toskanischer Dialekt, anerkannt wird.

Es ist gewiß nicht sinnvoll anzunehmen, daß mit den heute existierenden Formen und Arealen der romanischen Sprachen ein Endzustand

erreicht und ihre Entwicklung abgeschlossen ist. Demzufolge sollen im weiteren einige Überlegungen zu dem Problem angestellt werden, ob sich, und wenn ja, wie sich die heutige Romania sprachlich weiter differenziert. Zu erklären wäre, inwieweit sich der Wandel vom Latein zu den romanischen Sprachen im Sinne einer Ausdifferenzierung verschiedener Sprachsysteme und Areale historisch wiederholen kann und ob damit Wege für eine weitere Fragmentierung der romanischen Sprachlandschaft vorgezeichnet sind. In diesem Sinne sollen im folgenden Abschnitt zunächst die Faktoren isoliert werden, die den Wandel vom Latein zu den romanischen Sprachen bestimmt haben.

Die geopolitische, sprachliche und kulturelle Situation der heutigen alten und neuen Romania, die nicht unwesentlich durch die Existenz riesiger hispanophoner, lusophoner und frankophoner Sprachräume gekennzeichnet ist, gibt in einem zweiten Schritt Anlaß zu der Frage, ob die Faktoren des Wandels von einst auch gegenwärtig wirken und auf eine erste „Phase“ der Fragmentierung eine zweite folgen lassen: die Ausdifferenzierung von *portugiesischen*, *spanischen* oder *französischen Sprachen*. Da Einschränkung geboten ist, konzentriere ich mich auf das Französische. Unberücksichtigt muß aufgrund gänzlich anderer genetischer und typologischer Aspekte das Problem der Entstehung romanisch basierter Kreolsprachen bleiben.

## 2. Analogon und Thesen zur sprachlichen Dynamik

Vor etwa eintausend bis eintausendfünfhundert Jahren waren auf einem großen Teil des europäischen Territoriums bedeutsame Prozesse der sprachlichen Diversifizierung im Gange. Mit dem Zerfall des Römischen Reiches, den Eroberungs- und Wanderungsbewegungen europäischer, asiatischer und arabischer Völker und der Formierung neuer Reiche veränderte sich die Sprachenlandschaft beträchtlich. Fast gleichzeitig zur Ausdifferenzierung „neuer“ Sprachen, so etwa der romanischen Volkssprachen aus dem Vulgärlatein, setzte ein ebenfalls bis heute nicht abgeschlossener Prozeß der Verdrängung oder Überlagerung konkurrierender sprachlicher Formen ein, der seinen Niederschlag entweder im Wandel der sprachlichen Strukturen oder/und im Wandel der sprachlichen Repertoires der Sprecher hat, die im Zuge von Assimilation, Minorisierung oder Unterwerfung einen Sprachenwechsel vollziehen. Beispiele für die Verdrängung und Überlagerung konkurrierender sprachlicher Strukturen finden sich in großer Zahl: Sei es gegenüber benachbarten Dialekten, wie es

im Falle des Altkastilischen gegenüber dem Asturisch-Leonesischen oder des Franzischen gegenüber dem Pikardischen nachzuvollziehen ist; sei es gegenüber anderen Sprachen, wie des Französischen gegenüber dem Bretonischen oder Okzitanischen, später auch wie des Englischen und Französischen gegenüber den amerindianischen Sprachen in Nordamerika oder wie des Spanischen und Portugiesischen in Lateinamerika gegenüber den indianischen Sprachen.

Wiewohl die Geschichte und Vorgeschichte der romanischen Sprachen ein seit Jahrhunderten kultivierter Forschungsgegenstand ist, und obwohl das Lehrbuchwissen scheinbar schlüssige Beschreibungen für die Wandelprozesse vom Latein zu den romanischen Sprachen parat hält, verlieren einige Thesen bei genauerer Prüfung an der erforderlichen Validität. Die Erklärungen des Wandels vom Latein zu den romanischen Sprachen bzw. der „Ausgliederung der romanischen Sprachräume“ – um W. v. Wartburg zu zitieren<sup>2</sup> – basieren vielfach auf Annahmen, die sich im Lichte neuerer Forschungen als relativierungsbedürftig erweisen. In erster Linie entzündet sich die Kritik an überkommenen Idealisierungen, wobei letztlich jedoch wesentliche Erklärungsmomente des Wandelprozesses insgesamt in Frage gestellt werden. Die strittigen Ausgangsthese beziehen sich nämlich auf drei so fundamentale Datenbereiche wie die Lokalisierung und Datierung der lateinischen und (früh-) romanischen Zeugnisse, auf die orale sowie auf die skripturale Verfassung des Lateins. Im einzelnen handelt es sich um folgende Probleme:

a) Die territoriale Differenzierung des Lateins: Wenn auch mit einiger Plausibilität vieles für die territoriale Differenzierung des Lateins innerhalb des römischen Imperiums spricht, so sind die Zeugnisse dafür mit vielen Ungewißheiten befrachtet. József Herman unterstreicht nachdrücklich sowohl die Lückenhaftigkeit der Belege als auch die großen Schwierigkeiten bei der Lokalisierung der Zeugnisse, weswegen die Herkunft und Datierung der Belege für die Differenzierung des gesprochenen Lateins – als ein maßgeblicher Faktor für die Ausgliederung der romanischen Sprachen – vielfach nicht gesichert seien.<sup>3</sup>

Diese Unsicherheit setzt sich fort in den Annahmen über die Realisierungsformen des Lateins.

---

2 W. v. Wartburg, *Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume*, Bern 1950.

3 J. Herman, *Du latin aux langues romanes. Études de linguistique historique, avec une préface de Jacques Monfrin*, hrsg. von Sándor Kiss, Tübingen 1990, S. 62-92.

b) Die zeitliche Dimension der Ausdifferenzierung des gesprochenen Lateins: Die Angaben schwanken zwischen den Polen der u.a. von H. F. Muller vertretenen Homogenitätsthese<sup>4</sup>, derzufolge das gesprochene Latein bis zum Ende der Merowingerzeit<sup>5</sup> regional nicht differenziert gewesen sei, und der Position von M. Křepinský<sup>6</sup>, der die Auffassung vertritt, daß die sprachliche Diversifizierung des Vulgärlateins in den Provinzen des Römischen Reichs bereits in der Phase ihrer Eroberung eingesetzt hätte. Zwischen diesen beiden Positionen liegen viele Detailprobleme phonologischer, lexikalischer und morphosyntaktischer Art, die auch Versuche eines Mittelweges zwischen den Polen als ebenso strittig erscheinen lassen. Problematisch ist, zu erkennen, ab wann die in den Inschriften aus den verschiedenen Teilen des Imperiums zu belegenden „Fehler“ gegenüber der klassischen Norm regelhaft werden<sup>7</sup>.

c) Das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit: Die Einheitlichkeit der Graphie des Lateins, die lange Zeit als idealtypisch für ein phonographisches Schriftsystem angesehen wurde, erweist sich – wie T. Meisenburg zeigt<sup>8</sup> – offenkundig als Produkt neuerer philologischer Aktivität. Gegen die angenommene Einheitlichkeit der Graphie sprechen die ‚natürliche‘ Diversifikation der Sprache, die notwendig dann gegeben ist, wenn, wie im Römischen Reich, keine Instanzen zur Festlegung und Durchsetzung einer normierten Aussprache vorhanden waren sowie letzt-

---

4 H. F. Muller, „A chronology of Vulgar Latin“, in: *Zeitschrift für romanische Philologie*, Beiheft 78/1929.

5 R. Wright setzt in der Galloromania die Ausdifferenzierung der romanischen Volkssprache noch später an. Nach seiner „one-norm Proto-Romance hypothesis“ würde die Karolingische Reform um 800 die sprachgeschichtliche Zäsur markieren, aus der Mittellatein und Romanisch als zwei Sprachen hervorgehen, vgl. R. Wright, *Late Latin and Early Romance in Spain and Carolingian France*, Liverpool 1982. In Auseinandersetzung mit R. Wrights Einsprachigkeitsthese plädieren H. Berschin/W. Berschin anhand paläographischer Befunde für die Zweisprachigkeitsthese im Sinne H. Schuchardts, E. Pulgrams u.a.: vgl. H. Berschin/W. Berschin „Mittellatein und Romanisch“, in: *Zeitschrift für romanische Philologie*, Band 103, 1/2 1987, S. 1-19.

6 M. Křepinský, „Romanica II: La naissance des langues romanes et l'existence d'une période de leur évolution commune“, in: *Rozpravy CSAV, Série SV*, 13 (1958), S. 1-55.

7 Als Beispiel werden hierfür oft die beiden ersten „fehlerhaften“ Zeilen des Indovinello Veronese im Unterschied zur dritten, fehlerfrei lateinischen Zeile des Rätsels angeführt.

8 T. Meisenburg, „Lateinische Orthographie?. Die Entwicklung der Schreibung vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen“, in: *Schriftkultur und sprachlicher Wandel*, hrsg. von J. Erfurt/J. Gessinger, Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 47/1993, S. 34-59.

lich auch kein Bedarf an einheitlichem Schreiben, an einer normierten Graphie, an einer Orthographie, bestand. Das Prinzip der Phonographie wäre natürlich auch unter diversifizierten sprechsprachlichen Verhältnissen durchzuhalten, was dann notwendigerweise aber die Möglichkeiten einer normierten Graphie (Orthographie) nach phonographischen Prinzipien einschränken würde. Erkennbar sind hingegen in allen Provinzen des Imperiums

- „fehlerhafte“ Graphien, die entweder auf Unsicherheiten der Schreiber, zunehmend aber auf einen Wandel in der Lautung und auf morphosyntaktische Veränderungen hinweisen (Verwechslung von O und V, E und I, Verschwinden von N vor S, undifferenzierter Gebrauch von Akkusativ und Ablativ<sup>9</sup>);
- (ortho-)graphische Ausrichtungen oder Schulen, die sich in der Analyse der gesprochenen Sprache und ihrer Kodierung voneinander unterscheiden.

Die Untersuchungen zur graphischen Variation und phonographischen Verfassung des Lateins erhärten nun allerdings wieder die unter a) angeführte territoriale Differenzierung des Lateins.

Weniger strittig als die drei genannten Aspekte erscheinen andere Faktoren, die für die Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen nicht minder bedeutsam sind, darunter

- d) der Zeitpunkt des Einsetzens und die Intensität der Romanisierung;
- e) der regional unterschiedliche Kontakt mit anderen Sprachen (Substrat-, Superstrat- und Adstratsprachen) im Zuge sprachlich-kultureller Dominanz- oder Verdrängungsverhältnisse;
- f) die regional unterschiedliche institutionelle Stützung des Lateins, später auch der romanischen Volkssprachen oder anderer konkurrierender Sprachen durch die Kirchen, durch staatliche oder höfische Autoritäten oder durch zunftmäßige oder zivile (,civitas‘) Organisationen.

Anhand der Frühgeschichte der romanischen Sprachen lassen sich, wie unter a) – f) angedeutet wurde, Faktoren sowohl des Korpuswandels als auch des Statuswandels der Sprachen extrapolieren, die – wie noch zu zeigen sein wird – auch gegenwärtig in der Romania sprachverändernd wirken und möglicherweise eine weitere Fragmentierung des romanischen Sprachraums nach sich ziehen können. Im weiteren sollen drei

---

<sup>9</sup> J. Herman (Anm. 3), S. 35 f.

Thesen formuliert und nachfolgend anhand eines konkreten Datenbereichs verifiziert werden:

- 1) Die Faktoren, die zur Herausbildung der romanischen Sprachen geführt haben, sind historisch nicht einmalig; sie wirken gegenwärtig wie künftig und tragen zur weiteren Diversifizierung der sprachlichen Verhältnisse in der Romania bei. Dabei bleibt zu prüfen, inwieweit neue Faktoren hinzutreten und ggf. neutralisierend auf bisher bekannte wirken.
- 2) Wenn sich Varietäten einer Sprache territorial verschieden in typologisch unterschiedlicher Weise wandeln, dann ist das ein deutliches Anzeichen für die Ausdifferenzierung weiterer Sprachsysteme.
- 3) Wenn die von den Sprechern konstatierte Verschiedenheit ihrer Varietät gegenüber einer anderen Varietät der (aus systemlinguistischer Sicht selben) Sprache für politisch-gesellschaftliche Finalitäten zu instrumentalisieren ist, dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, wie lange es dauert, bis diese Gemeinschaft oder Teile von ihr die Anerkennung ihrer vernakulären Varietät als (offizielle) Sprache fordert und den sprachlichen Ausbau forciert.

### **3. Rekonstruktion, Erklärung und Prädiktabilität von Sprachwandel<sup>10</sup>**

Sprachliche Variation und sprachlicher Wandel gehören zu den elementaren Bestimmungsmomenten natürlicher Sprachen. Die Faktoren freilich, die Variation und Wandel initiieren, sind vielfältiger Art und einzelsprachlich durchaus verschieden, je nach Beschaffenheit des Sprachsystems und den soziolinguistischen und sprachpolitischen Verhältnissen, in denen die sprachlichen Verhältnisse gestaltet werden. Die Sprachwandel-forschung hat ihr Augenmerk lange Zeit einseitig auf phonologische und lexikalische, später zunehmend auch auf grammatische Daten konzentriert und Erklärungen für den Wandel in Analogien, Natürlichkeits-, Kreativitäts- oder Ökonomietheorien gesucht. Wenig oder nicht berücksichtigt wurden hingegen pragmatische und textuelle Phänomene, der Statuswandel von

---

10 Eine ausführliche Diskussion dieser Begriffe im Kontext verschiedener Sprachwandeltheorien findet sich in der Abschlußpublikation des Projekts „Prinzipien des Sprachwandels“, die unter dem Titel „Sprachdynamik“, hrsg. von B. Jeßing, Bochum: Studienverlag Dr. N. Brockmeier 1995, 8 Bde., erscheint.

sprachlichen Varietäten oder Systemen sowie der durch die Realisierungsformen von Sprache (gesprochen vs. geschrieben) und ihren Existenzbedingungen (insbesondere durch sprachpolitische, soziolinguistische und funktionale Gegebenheiten) initiierte Wandel.

In einer allgemeinen sozialwissenschaftlichen Perspektive bezieht sich der Begriff des Erklärens auf menschliches Handeln hinsichtlich vorgefundener wie auch antizipierter sozialer Gegebenheiten, auf seine Ergebnisse und die sozialen Folgen. Dabei werden die Formen des Handelns und seine Ergebnisse beschrieben. Es wird seine Regelgeleitetheit und Zweckgerichtetheit, schließlich seine institutionelle Verfaßtheit, kurz: seine Intentionalität und Institutionalität reflektiert. Soll nun der der Sprache wesenseigene Zug, daß sie, indem sie praktiziert wird, sich verändert, erklärt werden, wäre zwischen einem generellen und einem spezifischen Erklärungsdesiderat, das z.B. ein glottopolitisches sein kann, zu unterscheiden. Erklärungen genereller Art zielen auf

1. die Verfassung der Resultate, d.h. die Beschaffenheit des nun gegebenen Formeninventars im Verhältnis zu den Varietäten, aus denen es hervorgegangen ist,
2. die Steuerungsmechanismen und/oder die Regelgeneralisierungsprozesse, die zu diesen Resultaten geführt haben,
3. die Intentionen und Konditionen, unter denen sich der Wandel in der Sprachpraxis innerhalb von gesellschaftlichen Gruppen bzw. von Sprachräumen vollzieht,
4. den Verlauf des Wandelprozesses und wie die beobachtbaren Regularitäten und Häufigkeiten (Frequenzanalysen und Aussagen über Auftretenswahrscheinlichkeiten) in diesen Prozessen zustande kommen.

Daran anschließend orientiert sich das Erklärungsdesiderat für den glottopolitisch initiierten Sprachwandel<sup>11</sup> an Fragestellungen folgender Art:

5. Warum und inwieweit sind die sprachlichen Veränderungen überhaupt als (sprach-)politisch initiiert zu betrachten, d.h., es bleibt zu rekonstruieren bzw. zu erklären, in welcher Weise die sich wandelnden sprachlichen Verhältnisse in Beziehung stehen mit dem politischen Geschäft

---

11 Vgl. dazu J. Erfurt (unter Mitarbeit von A. Bassarak und K. Kaiser) (1995), *Glottopolitisch initiiertes Sprachwandel*, Bochum 1995.



der kommunizierenden Subjekte, mit politischen Ideologien und insgesamt mit der gesellschaftlichen Reproduktion, den juristischen, politischen, wirtschaftlichen etc. Klassen- und Machtverhältnissen in einem Gesellschaftssystem.

6. Welche sprachlichen Ressourcen und Potentiale stehen der naturwüchsigen sprachlichen Artikulation der Individuen zur Verfügung, und warum können/dürfen/müssen sie bzw. warum können/dürfen/müssen sie nicht angeeignet und genutzt werden, um ihre individuelle und gesellschaftliche Lebenspraxis zu be-/verarbeiten?

Erklärungen haben eine prospektive Dimension, wenn auf ihrer Basis überprüfbare Voraussagen gemacht werden können. Angesprochen ist hiermit das Problem der Prädiktabilität. Als stärkste Variante der Erklärung wird angesehen, wenn die Vorhersagen in Gestalt von Gesetzen oder Regeln in dem Sinne getroffen werden, daß ein Phänomen x durch das Eintreten eines Phänomens y zu erschließen ist, wie es im Stile des Implikationsschemas für geschlossene Systeme anzunehmen ist. Als schwächere Variante von Prädiktabilität – die jedoch für die Erklärung von sprachlichen Phänomenen als angemessen betrachtet wird – gilt, wenn aufgrund von Rekonstruktionen, z.B. von bisherigen Abläufen sprachlichen Wandels, Wahrscheinlichkeitsaussagen über zu erwartenden Wandel formuliert werden können. Hierbei besteht ein enger methodischer Zusammenhang zwischen Rekonstruktion und Prädiktion. Wenn also, wie im weiteren beabsichtigt, der Wandel des Französischen in Termen der Rekonstruktion des Wandels vom Latein zu den romanischen Sprachen diskutiert wird, dann handelt es sich um die erwähnte schwächere Variante von Prädiktabilität.

An Prädiktabilität von Sprachwandelprozessen ist nicht zuletzt die soziolinguistische Forschung und die sprachpolitische Praxis interessiert. Sprachlicher Ausbau (H. Kloss) als geplanter und gerichteter Wandel von Korpus- wie von Sprachstatusphänomenen versucht von vornherein, Zielgrößen zu benennen und die Veränderungstendenzen zu kalkulieren. Anders wäre Sprachplanung auch nicht sinnvoll zu betreiben. Bei glottopolitisch initiiertem Sprachwandel ist in vielen Fällen der angestrebte spätere Zustand von vornherein, wenn auch nicht bedingungslos, im sprachlichen Handeln impliziert. Von Prädiktabilität kann insofern die Rede sein, als es gelingt, die möglichen „störenden“ (oppositionellen) Faktoren zu neutralisieren bzw. die sich „hinter dem Rücken“ durchsetzenden sprachlichen Verhältnisse in den Griff zu bekommen. Will Sprachwissenschaft und insbesondere die Soziolinguistik lebenspraktische Bedeutung reklamieren, so hat sie mit der Sprachpolitik ein reiches Betätigungs-

feld. In diesem Falle allerdings wird sie nicht umhin können, Prognosen für die Wirkung sprachpolitischen Handelns zu geben, die letztlich immer auf Erklärung beruhen.

#### 4. Varietäten des Französischen, französische Sprachen und „français zéro“

Mindestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts bemüht sich die französische Sprachwissenschaft – mit bislang eher geringem Erfolg –, Variation und Wandel des Französischen in einem Gesamtkonzept unterzubringen. Ihrem theoretischen Status nach ungeklärt, haben Bezeichnungen für Varietäten des Französischen wie ‚français régional‘, ‚français populaire‘, ‚français ordinaire‘, ‚français parlé‘, ‚français argotique‘, ‚français standard‘, ‚français cultivé‘, ‚le bon usage‘, ‚français familier‘, ‚français contemporain‘, ‚français écrit‘ usw. mangels hinreichender Explikation ihrer Kriterien und ihrer Datenbereiche, ihres Verhältnisses untereinander und zu anderen Varietäten eine Art Eigenleben zu führen begonnen, weshalb die Verständigung über die strukturelle, variationelle und historische Verfassung des Französischen beträchtlich erschwert wird. Welche Auswege deuten sich an?

Bodo Müller schlug eine Opposition von Sprachtyp<sup>12</sup>, den es „*stricto sensu* in der Sprachwirklichkeit gar nicht gibt“, und den Existenzformen des Französischen vor<sup>13</sup>: die ‚langue type‘ Französisch – im Gegensatz zum Sprachtyp Italienisch, Deutsch, Arabisch etc. – erscheint so in Opposition zu „den Französisch“ (les français), die die sprachliche Wirklichkeit sowohl im unreflektierten Sprachbewußtsein (‚gutes Französisch‘, ‚fehlerhaftes Französisch‘, ‚Umgangssprache‘ etc.) als auch in der Kompetenz des einzelnen Sprechers – als Register und Codes – ausmachen würde. Die verschiedenen Französisch erfasse man am besten, wenn sieben Aspekte, unter denen sie sich hauptsächlich ausformen, betrachtet

---

12 In sprachhistorischer Perspektive, vgl. die Untersuchungen zum typologischen Wandel des Französischen, insbesondere zum Wandel vom Altfranzösischen zum Mittelfranzösischen, von Gabriele Eckert: *Sprachtypus und Geschichte. Untersuchungen zum typologischen Wandel des Französischen*, Tübingen 1986.

13 B. Müller, *Das Französische der Gegenwart. Varietäten – Strukturen – Tendenzen*, Heidelberg 1975, S. 34.

14 Vgl. ebenda, S. 34/35.

würden: der chronologische, formale, quantitative, diatopische, diastratische, qualitative und normative Aspekt.<sup>14</sup> Problematisch an der Auffassung B. Müllers sind weniger die einzelnen Aspekte, als vielmehr der (hohe) Anspruch einer monotypischen Klassifikation, wenn er schreibt, daß sprachliche Äußerungen „zwar nach allen Gesichtspunkten analysiert werden [können], aber doch bald z.B. das chronologische, bald das formale, bald wiederum das quantitative oder das diastratische Moment usw. so klar überwiegt, daß dieses schließlich das Hauptcharakteristikum ausmacht“.<sup>15</sup> Ein Blick in die Frankophonie macht die Problematik von B. Müllers Konzeption rasch deutlich. Das beispielsweise von ihm an anderer Stelle erwähnte „Französisch Kanadas“ stellt nun alles andere als eine – der Terminus suggeriert es – (weder allein noch hauptsächlich) diatopisch zu charakterisierende Varietät oder „Subsprache“ dar. Gegen eine monotypische Klassifizierung spricht, daß im Falle des Französischen in Kanada – nicht: des Französischen Kanadas! – mehrere (dominante) Kriterien veranschlagt werden müssen und es keinen als „Hauptcharakteristikum“ (gegenüber welcher anderen nichtnordamerikanischen Varietät auch immer) auszumachenden Aspekt gibt. Zu ermitteln sind gleichermaßen

- historische und soziale Aspekte: Hier wären das Vorhandensein zeitlich und räumlich und somit dialektal verschiedener Herkunftsorte der französischen Siedler sowie die ebenso verschiedenen Zentren und Trägerschichten bei der Ausbreitung des Französischen in der Acadie, in Québec, in Ontario und in den anderen Provinzen bis hinein in die Neuengland-Staaten und nach Louisiana, d.h. in die USA, zu beachten, sowie der im Detail noch zu wenig erforschte qualitative „Transfer“ durch die Geschichte hindurch, insbesondere durch die Rolle der Klöster bei der schulischen Vermittlung<sup>16</sup> der Sprache. (Zu den Bezie-

15 Ebenda, S. 35.

16 Vgl. hierzu unter anderem die Auseinandersetzung um die neuerdings auch katastrophen-theoretisch begründete These Philippe Barbauds der „sprachlichen Nivellierung“ in der „Nouvelle France“, wie sie zuletzt in dem von R. Mougeon/É. Beniak initiierten und eingeleiteten Band nachzulesen ist: P. Barbaud, „Des patois au français: la catastrophe linguistique de la Nouvelle-France“, in: R. Mougeon/É. Beniak (Hrsg.), *Les origines du français québécois*, Sainte-Foy 1994, S. 79-100; Barbaud hatte diese These bereits 1984 vertreten: P. Barbaud, *Le choc des patois en Nouvelle-France: Essai sur l'histoire de la francisation au Canada*, Sillery/Québec 1984. Zu Fragen der schulischen Vermittlung des Französischen und der Rolle der Frauen in der „Nouvelle France“ besonders interessant ist der Beitrag von C. Asselin/A. McLaughlin in Weiterführung ihrer Studie von 1980: C. Asselin/A. McLaughlin, „Les immigrants en Nouvelle-France au XVIIe siècle parlaient-ils français?“, in: R. Mougeon/É. Beniak (Hrsg.), *Les origines du français québécois*, ..., S. 101-130.

hungen der Varietäten des Französischen in Nordamerika, vgl. Darstellung 1.)

- formale Aspekte und Aspekte des Spracherwerbs: Das „Französisch Kanadas“, das durch seinen Kontakt mit dem amerikanischen Englisch – der im Extremfall bis zum Chiac, einer in der Acadie ausgeprägten „Mischvarietät“ aus Englisch und Französisch reicht – insbesondere außerhalb Québecks auffällige Wandelimpulse erhielt, scheint allerdings durch den Sprachkontakt allein nur unzureichend bestimmt zu sein. So lassen sich beispielsweise in sozioklektalen Varietäten des ‚français québécois‘ kaum mehr, vielleicht sogar eher weniger Anglizismen als im Französischen Frankreichs finden. Desweiteren wären die Situationen des Spracherwerbs, insbesondere die Dominanzverhältnisse zwischen Erst-, Zweit- und ggf. Drittsprache im Repertoire der Sprecher sowie – vor allem außerhalb Québecks – der Anteil der Frankophonen an der Einwohnerzahl der jeweiligen Gemeinde in Betracht zu ziehen. Nach Mougeon/Beniak wären signifikante Unterschiede in der Häufigkeit der Interferenzen sowie im Bereich morphologischer Veränderungen in Abhängigkeit vom Grad der Erhaltung des Französischen in den Gemeinden zu registrieren.<sup>17</sup>
- normative Aspekte: Insbesondere mit dem sich allmählich deutlich abzeichnenden Standard eines „québécois“, zugleich aber auch mit der Ausprägung regionaler und institutioneller Normen, sind die Normen des „Französischen Kanadas“ keineswegs nur mehr in Beziehung zu einem „Französisch Frankreichs“, d.h. monozentrisch, zu setzen, wie es lange Zeit<sup>18</sup> selbst von der frankokanadischen sprachlich-

---

17 R. Chaudenson/R. Mougeon/É. Beniak, *Vers une approche panlectale de la variation du français*, Montmagny 1993, insbes. S. 57-78.

18 Erst in den achtziger Jahren deutet sich die Orientierung auf eine stärker autozentrierte Position der Sprachpolitik Québecks an. Während in Schulen, Hochschulen und Medien noch immer (offen oder unter der Hand) das Pariser Französisch als Prestigevarietät im frankophonen Kanada – vielfach jedoch unter emotionalen Vorbehalten und selbst mit deutlichen Sprachkonflikten unter der frankophonen Bevölkerung – postuliert wird, gewinnt zunehmend die vom „Conseil de la langue française“ in Québec ausgearbeitete Idee eines „standard québécois“ an Bedeutung. Seine sprachliche Normierung im Zuge deskriptiver und präskriptiver Arbeiten vor allem für die Bereiche der Lautung, Lexik und Pragmatik kommt voran, wenngleich nicht so rasch, wie im Sinne einer konsequenten Sprachpolitik erforderlich wäre. Vgl. dazu P. Martel, „Quelles sont les suites à l’avis du Conseil de la langue française sur l’aménagement de la langue?“, in: *Les actes du colloque sur la problématique de l’aménagement linguistique (enjeux théorique et pratiques)*, vol. 2, Québec 1994, S. 405-428.

hegemonischen Schicht vertreten wurde, sondern sie müssen heute eindeutig plurizentrisch betrachtet werden. Je deutlicher sich ein „standard québécois“ abzeichnet und festigt, desto mehr tritt dieser bei den Frankophonen innerhalb und außerhalb Québecks als anzustrebende Prestigevarietät neben bzw. an die Stelle des in Kanada oft mystifizierten französischen Standards Frankreichs.

Diese Argumente sollen genügen, um zu zeigen, daß zwar die Unterscheidung zwischen Sprachtyp und Realisierungsform (Varietäten oder Subsprachen und Sprachen<sup>19</sup>) gewisse Erklärungspotenzen enthält, eine monotypisch angelegte Konzeption sprachlicher Varietäten aber ungeeignet erscheint. Zweitens wird deutlich, daß sich dieses Konzept einseitig auf unilinguale sprachliche Verhältnisse bezieht und somit an der Sprachwirklichkeit in der Frankophonie vorbeigeht: Nicht berücksichtigt ist die gerade in der Frankophonie weit verbreitete Zwei- oder Mehrsprachigkeit mit der Folge einer nicht nur *intra*-, sondern auch *intersystemischen* Variation. Französisch wird in Kanada nicht nur von L1-Sprechern, sondern oft auch von bilingualen und von L2-dominanten Sprechern gesprochen, was als ein nicht unwesentlicher Faktor für eine Sprachlandschaft mit weniger starren Normvorstellungen anzusehen ist. Drittens zeigt sich, daß in der Konzeption von B. Müller zu wenig andere als die durch Dominanz und Einsprachigkeit geprägten sprachlichen Verhältnisse berücksichtigt sind. Denn in den frankophonen Ländern außerhalb Frankreichs, insbesondere da, wo sich, wie in Kanada, das Französische in der Situation einer Minderheitensprache befindet, ist generell von einem Kriterienbündel aus Korpus- und Statusphänomenen, *intra*- und *intersystemischen* Prozessen bei der Ausformung von Varietäten auszugehen.

Sprachtheoretisch weitreichender und in Richtung auf Überwindung der erwähnten Probleme weisend, zeigt sich die von R. Chaudenson ausgearbeitete Theorie zur sprachlichen Variation. Das zentrale Anliegen seiner panlektalen Konzeption zu Variation und Wandel des Französischen, die er *expressis verbis* mit Blick auf französisch basierte Kreols und das Französische in der Frankophonie vorgelegt hat<sup>20</sup>, besteht darin,

---

19 Geradezu zwingend muß hier das leidige Problem der Bestimmung von Grundbegriffen der Sprachwissenschaft wie Sprache, Dialekt, Varietät etc. wiederkehren. Das Problem ist hier nicht aus der Welt zu schaffen, im vorliegenden Zusammenhang wichtig ist jedoch, daß sich alle drei Begriffe auf sprachliche Systeme bzw. Subsysteme als ganze beziehen. Unterschiede ergeben sich in erster Linie aus dem Grad des sprachlichen Ausbaus und der Funktionalität der Systeme in der gesellschaftlichen Kommunikation sowie aus den Konnotationen, die die Sprecher mit der Sprache-Dialekt-Beziehung verbinden.

20 Zuletzt in R. Chaudenson/R. Mougeon/É. Beniak (Anm. 17).

extrasystemische, intrasystemische und intersystemische Faktoren der sprachlichen Dynamik aufeinander zu beziehen und somit die Beschränkungen auf innersprachliche Faktoren des Wandels zu überwinden. Chaudensons Theorie basiert auf der Hypothese eines *français zéro*. Die Annahme eines Null-Grades ist aus der rekonstruktiven Methodologie der Indoeuropäistik bekannt, um die Beziehung von Wurzel und Variante zu beschreiben. Als ‚français zéro‘ versteht R. Chaudenson die Gesamtheit aller variablen Formen des Französischen, die sich je nach Raum und Zeit in Varianten realisieren.<sup>21</sup> Welche Bereiche der Sprache variable Zonen und welche sozusagen als „harter Kern“ invariabel sind, hängt von den extra-, intra- und intersystemischen Faktoren ab. Um nur ein Beispiel zu nennen: Während in einer Situation der Einsprachigkeit, d.h. bei Neutralisierung intersystemischer Faktoren, die Variation nicht das gesamte System betrifft (autoregulative Prozesse!), können in Situationen der Mehrsprachigkeit intersystemische Faktoren – ggf. in Kombination mit extra- und/oder intrasystemischen Faktoren – Variation und Wandel auch in ansonsten „harten Bereichen“ verursachen, ohne daß Konflikte im Verhältnis von Dekodierung und Enkodierung auftreten. Folglich gehören zum ‚français zéro‘ vor dem Hintergrund französisch-englischer Zweisprachigkeit, wie sie für die kanadische Frankophonie in Ontario oder in der Acadie überwiegend gilt<sup>22</sup>, als Variante zur synthetisierenden Präfigierung mit dem polysemen Präfix *re-* die analytischen Fügungen des Typs *donner back* (= rendre), *je te callrai back*<sup>23</sup> oder *retourner back* (= revenir en arrière), wobei ‚back‘ entweder die lokale Bedeutung von ‚re-‘ oder die iterative Bedeutung im Sinne von ‚de nouveau‘ trägt.<sup>24</sup> Überhaupt erweist sich unter den in Ontario und der Acadie gegebenen sprachlichen Verhältnissen die Verbalmorphologie und Morphosyntax als Zone sprachlicher Variabilität. Anzuführen wären Phänomene wie

- der Kategorienwechsel von der Reflexivität zur Possessivität: *se laver les mains* wird zu *j’ai lavé mes mains*<sup>25</sup>;

---

21 Vgl. ebenda, S. 6.

22 Die konkreten Dominanzverhältnisse in der individuellen Sprachpraxis ( $L1 = L2$ ,  $L1 > L2$ ,  $L1 < L2$ ) können momentan vernachlässigt werden.

23 Das Beispiel steht gleichzeitig für die Eingliederung des englischen Verbs ‚to call‘ in das System der französischen Verbmorphologie.

24 Vgl. R. Chaudenson/R. Mougeon/É. Beniak (Anm. 17), S. 34ff.; R. Mougeon/É. Beniak, *Linguistic consequences of language contact and restriction. The Case of French in Ontario, Canada*, Oxford 1991, Kap. 5.

25 Vgl. hierbei auch die Tendenz des Wandels von *être* zu *avoir*.

- die sprachhistorisch bereits mit einer langen Geschichte behaftete Tendenz der Ersetzung des Hilfsverbs *être* im Sinne der Generalisierung von *avoir* in Varietäten des français populaire, die nun im Kontext des französisch-englischen Bilinguismus dadurch noch verstärkt wird, daß das engl. Hilfsverb *have* als Äquivalent zu frz. *avoir* die einzige Form zur Bildung zusammengesetzter Zeiten ist<sup>26</sup>;
- struktureller Umbau im Verbparadigma von *être*: Zuerst wies L. Drapeau auf die Tendenz in der Umgangssprache Montréal hin, für die 3.P.Pl. des Imparfait von *être* den Präsensstamm zu generalisieren: *i'sontaient* [isɔ̃tɛ].<sup>27</sup> R. Mougeon/É. Beniak<sup>28</sup> zeigten anhand ihrer Untersuchungen zum Französischen in Ontario, daß diese wohl in allen nonstandardsprachlichen Varietäten Nordamerikas anzutreffende Tendenz nicht nur auf die 3.P.Pl. zutrifft, sondern auf das Paradigma des Imparfait überhaupt:

	Présent	Imparfait
sg.	1. <i>chu</i> [ʃ(y)]	<i>chutais</i> [ʃ(y)tɛ]
	2. <i>t'es</i> [tɛ]	<i>t'étais</i> [tɛtɛ]
	3. <i>y'est</i> [je]	<i>y'était</i> [jetɛ]
pl.	1. <i>on est</i> [ɔ̃nɛ]	<i>on était</i> [ɔ̃tɛ]
	2. <i>vous êtes</i> [vuzɛt]	<i>vous étiez</i> [vuzɛtje]
	3. <i>i'sont</i> [isɔ̃]	<i>i'sontaient</i> [isɔ̃tɛ].

- die Reduktion morphologischer Formen (strukturelle Simplifikation) bei Verben, die in der 3.P.Pl.Pr.Ind. aus dem Paradigma (*je, tu, il(s) mange(nt)* [mɑ̃ʒ]) herausfallen, zu Formen wie in *Les parents sait rien*;
- die Kategorie der Präpositionen zum Anschluß eines Objekts wie in *partir sur un voyage, regarder sur la télé, aller au docteur* etc.<sup>29</sup>

26 Der einzige gegenläufige Befund im Répertoire vorwiegend anglodominanter Frankophonie scheint der morphosyntaktische Calque *être peur* statt *avoir peur* nach engl. *to be scared* zu sein, vgl. R. Mougeon/M. Heller/É. Beniak/Canale „Acquisition et enseignement du français en situation minoritaire: le cas des Franco-ontariens“, in: *The Canadian Modern Language Review*, 2/1984, S. 315-335.

27 L. Drapeau, „Les paradigmes ‚sontaient-tu‘ régularisés?“, in: C. Lefebvre (Hrsg.), *La syntaxe comparée du français standard et populaire: approches formelle et fonctionnelle*, vol. 2, Québec 1982, S. 127-147.

28 Vgl. R. Chaudenson/R. Mougeon/É. Beniak 1993, 64.

29 Vgl. dazu ausführlich R. Mougeon/É. Beniak (wie Anm. 21), Kap. 5.

Soziolinguistische Untersuchungen zum Französischen in Ontario zeigen, daß die Variantenbildung unter Einfluß des Englischen wesentlich davon abhängt, a) welcher Typ des Bilinguismus bei den Sprechern ( $L1=L2$ ,  $L1<L2$ ,  $L1>L2$ ) vorliegt und b) wie hoch der Anteil der Frankophonen an der jeweiligen Gemeinschaft ist. In Ortschaften mit einem geringen Anteil frankophoner Bevölkerung und einem geringeren Index für den Spracherhalt nehmen Prozesse wie Übergeneralisierung, Formenreduktion, Erosion traditioneller morphologischer Paradigmen u.ä. deutlich zu.

## **5. Faktoren sprachlicher Differenzierung in der kanadischen Frankophonie**

Den angeführten Befunden aus Morphologie und Morphosyntax im Französischen Ontarios kommt hier exemplarische Funktion zu. In anderen Regionen der Frankophonie, wo das Französische in Kontakt mit anderen Sprachen steht, werden sich in analoger Weise Beispiele für Variantenbildungen finden lassen. Es wäre nun an der Zeit, auf die Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen zurückzukommen, d.h. auf die Faktoren, die zur Fragmentierung der Romania und zur Herausbildung „neuer“ Sprachen geführt haben. Abbildung 1 stellt die historischen Beziehungen zwischen den Varietäten des Französischen in der alten und neuen Romania dar. Bereits hier läßt sich vermuten, daß das Französische in Nordamerika Wandelphänomene aufweist, die sich von denen in Europa unterscheiden. Folgende Faktoren, die auf die regionale und soziale Differenzierung französischer Varietäten in Nordamerika besonderen Einfluß haben, wären hervorzuheben<sup>30</sup>:

a) Die französischen Varietäten in Nordamerika haben, wie in der neuen Romania überhaupt, keine einheitliche dialektale Basis. Zwei Aspekte sind zu unterscheiden: Einerseits die zeitlich und räumlich verschiedenen Immigrationswellen französischer Einwanderer in die Nouvelle-France vor allem aus dem Westen, Nordwesten und Norden Frankreichs sowie aus dem Pariser Becken, die das Französische in der Acadie auf andere Weise

---

30 Vgl. die in Abschnitt 2 genannten Faktoren der Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen aus dem Latein. Die Reihenfolge der Faktoren in den Abschnitten 2 und 5 ist aus Gründen des Textaufbaus unterschiedlich.



geprägt haben als das Französisch in Québec; andererseits die nachfolgenden großen Migrationsbewegungen der frankophonen Einwohner in der Nouvelle-France, sei es durch die 1755 einsetzende Vertreibung und Verschleppung der ‚acadiens‘ („le grand dérangement“) in die Neu-Englandstaaten und nach Louisiana oder die Auswanderung von ‚québécois‘ in die Neu-Englandstaaten und nach Ontario im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wobei jeweils andere Sprachzustände exportiert werden.

b) Die Dauer der Französisierung der Nouvelle-France beschränkte sich auf die relativ kurze Zeit zwischen dem frühen 17. und der Mitte des 18. Jahrhunderts. Nachdem 1763 die Gebiete der Nouvelle-France von Frankreich an Großbritannien abgetreten werden mußten, brach der sprachliche Kontakt zwischen Frankreich und Nordamerika wenn auch nicht vollständig, so doch weitgehend ab. Fortan vollzog sich der sprachliche Wandel in Kanada mit anderer Dynamik und in anderen sozialen Verhältnissen als in Frankreich. Insbesondere im Wortschatz und in der Lautung haben sich Formen erhalten, die in Frankreich als Archaismen und Regionalismen gelten<sup>31</sup>. Gleichzeitig ging das Französisch in Kanada hinsichtlich der Ausformung des Varietätengefüges andere Wege als in Frankreich.

c) Das Französisch in Nordamerika existiert vom 18. Jahrhundert an unter englisch dominierten Lebensverhältnissen, die sich unumgänglich auch in seiner sprachlichen Verfassung niederschlagen. Die Nachbarschaft der beiden Kulturen läßt sich aus der Sicht der Frankophonen nur unangemessen in Termen des Sprachkontaktes, der Ausbildung von Hybridformen oder von Interferenzen und Entlehnungen<sup>32</sup> beschreiben, vielmehr empfiehlt sich eine Projektion auf das Konzept der Vitalität<sup>33</sup> der Sprache

---

31 In der Lautung u.a. die Aussprache [wɛ ] oder [uɛ] statt [wa] für das Graphem <oi>.

32 Daß aufgrund des im frankophonen Kanada allgegenwärtigen Sprachkontakts mit dem Englischen bei weitgehend eindeutigen Dominanzverhältnissen die Lexik und auch die Pragmatik besonders empfänglich für Anglizismen sind, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. Interessanter wäre es, die gegenläufige Entwicklung zu verfolgen, warum nämlich in einigen Bereichen des Französischen eine ganze Reihe Anglizismen, die sich in Frankreich durchgesetzt haben, in Kanada nicht oder nur in geringer Frequenz erscheinen.

33 Studien zur Vitalität der Sprache sind in Kanada und den USA weit vorangeschritten und empirisch vorzüglich gestützt. Zum Konzept der Vitalität der Sprache aus sozialpsychologischer Sicht, vgl. u.a. R. Landry/R. Allard, „The Acadians of New Brunswick: demolinguistic realities and the vitality of the French language“, in: *International Journal of the Sociology of Language*, 105/106 1994, S. 181-215; R. Allard/R. Landry,

einschließlich solcher Problemfelder im Umkreis von Sprachenwechsel wie Assimilation, Exogamie<sup>34</sup> und Bilinguismus. Die Vitalität des Französischen im Rahmen von sprachlichen Dominanzverhältnissen und von überwiegend anglophon besetzter gesellschaftlicher Modernisierung betrifft letztlich die Reproduktionsverhältnisse der frankophonen Kultur insgesamt.

d) Sprachlicher Ausbau, institutionelle Stützung der Sprache und offensive Sprachpolitik<sup>35</sup> bestimmen seit der „révolution tranquille“ in Québec und der 1963 begonnenen Tätigkeit der „Commission Royale d'enquête sur le bilinguisme et le biculturalisme“ bzw. „Royal Commission on Bilingualism and Biculturalism“ (kurz: B&B-Commission, 1963-1971)<sup>36</sup>

---

„Ethnolinguistic Vitality Beliefs and Language Maintenance and Loss“, in: W. Fase/S. Kroon/K. Jaspaert (Hrsg.), *Maintenance and Loss of Minority Languages*, Amsterdam/Philadelphia 1992, S. 171-195; R. Landry/R. Y. Bourhis, „Psychologie sociale et aménagement linguistique: le cas du Québec“, in: P. Martel, J. Maurais (Hrsg.), *Mélanges offerts à Jean-Claude Corbeil*, Tübingen 1994; I. Sachdev/R. Bourhis, „Ethnolinguistic vitality: Some motivational and cognitive considerations“, in: M.A. Hogg/D. Abrams (Hrsg.), *Group motivation. Social psychological perspectives*, Herfordshire 1993, S. 33-51. Als methodisches Problem muß jedoch angesehen werden, ob mit Hilfe von Fragebögen und überwiegend quantitativen Analysen Aussagen qualitativer Art möglich sind.

- 34 Zu den Zusammenhängen von Exogamie, Bilinguismus, Assimilation und Sprachenwechsel im minderheitenssprachlichen Kontext, vgl. M. Heller/L. Lévy, „Des femmes franco-ontariennes en situation de mariage mixte: vivre sur une frontière linguistique“, in: L. Cardinal (Hrsg.), *Une langue qui pense. La recherche en milieu minoritaire francophone au Canada*, Ottawa 1993; M. Heller, *Crosswards: Language, Education and Ethnicity in French Ontario*, Amsterdam, New York et al. 1994.
- 35 Im frankophonen Kanada steht dafür der Begriff „l'aménagement linguistique“. Zu aktuellen Aufgaben der Sprachpolitik in Québec, vgl. J.-C. Corbeil, „Dynamique de l'aménagement linguistique“, in: *Les actes du colloque sur la problématique de l'aménagement linguistique (enjeux théoriques et pratiques)*, Colloques tenu les 5, 6, 7 mai 1993 à l'Université du Québec à Chicoutimi, Québec 1994, tome 1, S. 17-34, zur Frage des Schutzes der Minderheiten, die eine der beiden offiziellen Sprachen Kanadas sprechen, vgl. N. Labrie, „La protection des minorités de langues officielles au Canada au moyen des accords de réciprocités: prospectives de l'aménagement linguistique“, in: *Les actes du colloque sur la problématique de l'aménagement linguistique (enjeux théorique et pratiques)*, vol. 1, Québec 1994, S. 73-89.
- 36 Auf Drängen der B&B-Commission wurde 1969 das Gesetz über die Gleichberechtigung von Englisch und Französisch als offizielle Sprachen Kanadas beschlossen. Die B&B-Commission empfahl weiterhin der Provinz Nouveau-Brunswick/New-Brunswick die Annahme eines Gesetzes, das Französisch und Englisch als offizielle Sprachen der Provinz vorschreibt. Neu-Braunschweig ist seither die einzige offiziell zweisprachige kanadische Provinz. Etwa ein Drittel der Bevölkerung ist frankophon.

ganz entscheidend den Status und Korpuswandel des Französischen in Kanada. Im Unterschied zur Provinz Québec, wo in sprachpolitischer Hinsicht das Territorialitätsprinzip<sup>37</sup> vertreten wird, werden den Frankophonen in Ontario und den anderen anglophonen Provinzen Minderheitenrechte zugestanden. Besondere Bedeutung haben dabei die meist erst Ende der sechziger Jahre erlassenen Gesetze über die Gründung französischsprachiger Sekundarschulen<sup>38</sup>, weil hier der Grundstein für eine erweiterte französischsprachige Kompetenz und die Voraussetzungen für den akademischen Spracherwerb gelegt werden. Ebenfalls bedeutsam ist das 1986 in Ontario erlassene Gesetz Nr. 8 über die „services en français“. Seit November 1989 in Kraft, sieht es vor, daß die frankophone Minderheit Ontarios Dienstleistungen des Staates in ihrer Sprache in Anspruch nehmen kann. Für das Französisch in Québec sind die folgenden sprachpolitischen Maßnahmen von Bedeutung:

Die „francisation“ der Unternehmen: In der Präambel der 1977 in Québec in Kraft getretenen „Charte de la langue française“ (loi 101) wurde die programmatische Forderung erhoben: „*faire du français (...) la langue normale et habituelle du travail (...), des communications, du commerce et des affaires*“. Folglich wurde für alle Betriebe mit mehr als 50 Mitarbeitern festgelegt, daß die betriebsinterne Kommunikation zwischen Unternehmer und Mitarbeitern in französischer Sprache zu erfolgen habe<sup>39</sup> und daß seitens des „Office de la langue française“ die dafür erforderlichen Terminologien auszuarbeiten, zu verbreiten sowie entsprechende soziolinguistische Untersuchungen vorzunehmen seien. Der „Conseil de la

---

37 Das in Québec praktizierte Territorialitätsprinzip unterscheidet sich von dem in der Schweiz oder in Belgien vor allem durch eine größere „Offenheit“ für die kulturelle Entfaltung und den Schutz von Minoritäten. Zu erwähnen wäre beispielsweise die Schulsprachenpolitik Québecks, die neben der frankophonen auch die anglophone Schule zuläßt.

38 In Ontario werden die gesetzlichen Grundlagen für die Einrichtung frankophoner Sekundarschulen mit den Gesetzen 121 und 122 von 1968 geschaffen.

39 Über die organisatorischen Aspekte des Programms zur Französisierung der Unternehmen sowie zu den Aufgaben des „Office de la langue française“, der mit der Beratung und Ausarbeitung betrieblicher Programme zur „francisation“ beauftragt wurde, vgl. D. Daoust, „Les programmes de francisation de l'entreprise privée au Québec“, in: *Vers un aménagement linguistique de l'Acadie de Nouveau-Brunswick*, hrsg. von C. Philipponneau, Moncton 1991, S. 203-225. Über Ergebnisse hinsichtlich der Änderung des Sprachverhaltens und der Einstellungen zum Französischen in Québec im Verhältnis zum Englischen seit Inkrafttreten der „Charte de la langue française“ (1977) informieren R. Bourhis/D. Lepicq, „Aménagement linguistique, statut et usage du français au Québec“, in: *Présence Francophone*, 33/1988, S. 9-32.

langue française“ wurde beauftragt, Probleme bei der Anwendung des Gesetzes zu erforschen sowie den Status und die Qualität des Französischen zu beschreiben. Schließlich wurde die „Commission de protection de la langue française“ bevollmächtigt, sich mit Gesetzesverletzungen zu beschäftigen.

*L'affichage:* Im Sinne der Symbolisierung des offiziellen Charakters des Französischen müssen öffentliche Aushänge und die Plakatwerbung in Québec französisch verfaßt sein. Das entsprechende Gesetz war bis Mai 1993 Gegenstand zahlreicher und zäher juristischer Auseinandersetzungen, weil sich die anglophone Minderheit Québecks in ihren Rechten beschnitten sah.

*Regelungen zur Wahl der Schulsprache:* In Québec gibt es neben dem (früher dominant katholischen) frankophonen auch ein (protestantisches) anglophones Bildungswesen. Der Kernpunkt der heutigen Schulsprachenpolitik besteht in der Festlegung, daß das Französische die verbindliche Schulsprache ist<sup>40</sup>. Gesonderte gesetzliche Regelungen zum Besuch englischsprachiger Primar- und Sekundarschulen betreffen die anglophone Minderheit in Québec, anglophone Kanadier, die sich in Québec niederlassen sowie frankophone Familien mit Kindern, die bereits die englischsprachige Schule besucht haben.

e) Französisch als „langue minoritaire minorisée“<sup>41</sup>: Die Problematik sprachlicher Isolate oder von Diasporasprachen überall da, wo das Französische in Nordamerika die Sprache einer Minderheit ist, gilt – wiewohl graduell unterschiedlich – für alle kanadischen Provinzen mit Ausnahme

---

40 Wie kompliziert es ist, diese Forderung in der Schulpraxis in Montréal durchzuhalten, verdeutlichen die Untersuchungen von M. Paillé: *Nouvelles tendances démolinguistiques dans l'île de Montréal 1981-1996*, Québec 1989; zuletzt auch im Vortrag „Croissance de la diversité linguistique des élèves dans les écoles françaises de Montréal“ während des 62. ACFAS-Kongresses am 19.5.1994 in Montréal. Aufgrund der Zuwanderung allophoner Kinder sowie des Status des Englischen als *lingua franca* auch in frankophonen Institutionen ist die Zahl der eigentlich französischen Schulen, in denen aber mehr als ein Drittel, manchmal auch mehr als die Hälfte der Kinder englisch sprechen, beträchtlich hoch. Über die aktuellen Sprachdebatten im Bildungswesen der kanadischen Provinzen vor dem Hintergrund der komplizierten sprachenrechtlichen Situation auf der Bundes- und auf der Provinzebene sowie der Sprachpolitik Québecks informiert N. Labrie, „Complémentarité et concurrence des politiques linguistiques au Canada: le choix du médium d'instruction au Québec et en Ontario“, erscheint in Materialien des Kolloquiums: *La linguistique appliquée en Suisse: Domaines, tendances actuelles, perspectives d'avenir*, Bern 1994.

41 Die etwas eigentümliche Begriffsbildung erhält ihren Sinn im Kontrast zum Englischen in Québec, das zwar die Sprache einer Minderheit ist, die aber sowohl durch die kanadische Verfassung und Gesetzgebung geschützt als auch durch das gewaltige demographische,

Québecs, weiterhin für die Neu-Englandstaaten, für Louisiana und Missouri. Hierbei treffen sich so komplizierte Probleme wie das des natürlichen oder/und des institutionell geprägten Spracherwerbs von L1<sup>42</sup> mit Tendenzen der intra- und intersystemischen Variation, weil der von der präskriptiven Norm ausgehende Druck nicht oder nur für einen eingeschränkten Personenkreis gegeben ist. Außerhalb Québecs ist die Zahl der frankophonen Analphabeten relativ hoch, so daß eine nur eingeschränkte Sprachpraxis zu konstatieren ist. Grund zur Besorgnis über die Zukunft des Französischen in Nordamerika geht neuerdings von der Konstruktion einer nordamerikanischen Freihandelszone zwischen Kanada, den USA und Mexiko aus. Seit Januar 1994 ist der „Accord de libre-échange nordaméricain“ (Aléna) in Kraft. Bedenken hinsichtlich der weiteren Minorisierung des Französischen resultieren aus der prinzipiellen Unterordnung des Politischen unter die Spielregeln von Ökonomie und Markt. Anders als die Abkommen der Europäischen Union enthält sich der Aléna sprachpolitischer Regelungen bezüglich der sprachlich-kulturellen und kommunikativen Verhältnisse in diesen drei Ländern, weswegen zu vermuten ist, daß Prestige und Verbreitung des Englischen seine Rolle als lingua franca noch verstärken werden<sup>43</sup>.

f) Die sprachlichen Ideologien im Umfeld von Normierung und Präskription: Mit dem Erwachen des Nationalismus in Québec geriet die bis dahin

---

wirtschaftliche und kulturelle Potential des anglophonen Nordamerikas gestützt wird. Bezogen auf Kanada, stellen die Frankophonen ca. 26 Prozent der Bevölkerung dar, bezogen auf Nordamerika gerade einmal 2 Prozent. Als Pendant zu „langue minoritaire minorisée“ wäre so etwas wie „langue minoritaire dominante“ zu verstehen.

- 42 Außerhalb Québecs ist die Schule vielfach der einzige Ort, wo die Kinder das Französische erwerben. Daß sich dieses Französisch beträchtlich von einem in familiärer Sozialisation erworbenen Französisch unterscheidet, ist geradezu zwingend und äußert sich in einer Umschichtung der sprachlichen Register in der individuellen Kompetenz. Die Beherrschung kindersprachlichen Wortschatzes, von Argot-, Kose- und affektiven Formen tritt hinter der Fähigkeit zurück, in formellen Situationen zu kommunizieren. Die Komplexität der Wandelprozesse zeigt sich weiterhin darin, daß dabei die Merkmale der regionalen Varietät zugunsten eines stärker am *standard québécois* orientierten Französisch abgebaut werden. Die familiäre Kommunikation zwischen Eltern und Kindern bzw. zwischen Geschwistern und mit Freunden steht jedoch deutlich im Zeichen von sprachlicher Assimilation und Sprachenwechsel, was anhand eigener empirischer Studien in Süd-ontario belegt werden kann.
- 43 N. Labric analysierte die Bedingungen und Zielsetzungen des Aléna im Verhältnis zu den sprachpolitischen Regelungen in der Europäischen Union: N. Labric, „Les enjeux linguistiques nord-américains de l'accord de libre-échange entre le Canada, le Mexique et les États-Unis: quelles stratégies mettre au point face à l'anglais, in: *Actes du colloque „Langue nationale et mondialisation: enjeux et défis pour le français“ du 25 au 27 octobre*

selbstverständliche Unterordnung frankokanadischer Normvorstellungen unter die Pariser Prestigevarietät in einen Rechtfertigungszwang. Im Zuge der Demokratisierungsbewegungen der sechziger und siebziger Jahre wurden seitens der sprachlich-hegemonischen Gruppen zunehmend frankokanadisch-nationale Ressourcen mit Topoi wie *la société distincte*, *le foyer national de la francophonie en Amérique du Nord* etc. mobilisiert. Vor allem die Lexikographie, die Regelungen zur Aussprache im Rundfunk und Fernsehen, die lebendige öffentliche Diskussion sprachlicher und sprachpolitischer Sachverhalte etc. bewirkten in der öffentlichen Meinung eine kaum noch in Frage gestellte autozentrierte Besinnung der „francoquébécois“ auf die eigenen sprachlichen Potentiale. Zugleich existieren jedoch in der sprachlich-hegemonischen Schicht der Frankophonon Kanadas ernstzunehmende Konflikte auf unterschiedlichen Ebenen.

*Erstens:* Der Konflikt um einen „standard du français québécois“, der mit dem Standard des Französischen Frankreichs nicht identisch ist. Dieser Konflikt äußerte sich beispielsweise in den vehementen Diskussionen der Jahre 1992 und 1993 um das Wörterbuch von J.-C. Boulanger „Dictionnaire québécois d’aujourd’hui“ (1. Aufl. 1992). Nicht wenige Widersacher erblickten in der lexikographischen Bearbeitung des *usage québécois* die Sanktionierung von „Abweichungen“ von der ansonsten in der Schule und im Leben zu pflegenden – wenn auch realitätsfernen – Orientierung auf das „gute Französisch“ der französischen Elite. In der Presse kursierten Äußerungen wie „une langue qui n’existe pas“, „Le québécois du Petit Boulanger, est une non-langue“<sup>44</sup>.

*Zweitens:* Der im Grunde schon mehr als ein Jahrzehnt andauernde, jedoch selten offen ausgesprochene Konflikt zwischen den frankophonon Eliten innerhalb und außerhalb Québecs. Als Mitte der siebziger Jahre die

---

1994, Québec (im Druck). Als Strategie der frankokanadischen Sprachpolitik gegenüber der weiteren Durchsetzung des Englischen als lingua franca zeichnet sich ein Konzept des Plurilinguismus ab, das auf die Förderung des Spanischen, Französischen wie auch der Sprachen der autochtonen Völker abzielt. Zu den juristischen und sprachpolitischen Problemen des Aléna, vgl. J. Woehrling, „Politique linguistique et libre-échange: l’incidence de l’Accord de libre-échange entre le Canada et les États-Unis sur la législation linguistique du Québec (à la lumière de l’expérience de la Communauté économique européenne)“, in: *Contextes de la politique linguistique québécoise. Analyses juridique, démographique, économique et culturelle présentées au Séminaire du Conseil de la langue française, du 12 au 14 novembre 1992*, Conseil de la langue française, Québec 1993, S. 79-123.

44 in: *L’Actualité*, Éditorial, 15 mars, 1993, p. 10. Über die Problematik des *standard québécois* bzw. des *français standard d’ici* (P. Martel) und Fragen der Sprachbewertung informieren: P. Martel (wie Anm. 18); H. Cajolet-Laganière, „Y a-t-il un consensus, au

Unabhängigkeitsforderungen Québecks erstmals akut wurden, befürchteten die Frankophonen außerhalb Québecks – als Gegenreaktion des anglophonen Kanadas –, daß eine eventuelle Sezession Québecks den Verlust des staatlich verfochtenen Bilinguismus rechtfertigen und für sie in ihren Provinzen wachsende Isolierung und weitere Minorisierung nach sich ziehen könnte. Seither sind die Beziehungen zwischen den politischen Organisationen der Frankophonen außerhalb Québecks und der Provinz Québec belastet, steht doch die Reproduktion der frankophonen Kultur und ihrer Sprache auf dem Spiel. Sinnfällig wird dieser Konflikt nicht zuletzt am Bezeichnungswandel in der kanadischen Frankophonie: Wenn noch bis in die sechziger und siebziger Jahre von *français canadien* oder von *franco-canadien* die Rede war, führte das Anwachsen des Nationalismus in Québec zu einer Ausdifferenzierung von Bezeichnungen der regionalen Identität. Da die einen sich und ihre Sprache nun als *franco-québécois* bezeichneten, mußten die anderen ihrer frankophonen Identität durch Bezeichnungen wie *franco-ontarien*, *franco-manitobain* oder (*franco-)**acadien* etc. Ausdruck geben und organisierten sich in einer „francophonie hors Québec“. Die Sozialwissenschaften folgten diesem Modell und versammelten sich z. B. im März 1994 zu den „États généraux de la recherche sur la francophonie à l'extérieur du Québec“ in Ottawa. Seit wenigen Monaten ist indessen eine Annäherung zwischen der Föderation der Frankophonen außerhalb Québecks und politischen Kreisen in Québec zu registrieren. Hierbei scheint die Möglichkeit der Sezession Québecks aus der kanadischen Konföderation die übrigen frankophonen Organisationen zu einer Neueinschätzung ihrer eigenen Überlebenschancen veranlaßt zu haben.

*Drittens:* Der Konflikt zwischen den (auch sprachlich gut ausgebildeten) Eliten und den (meist weniger intensiv am Standard geschulten) übrigen Frankophonen, wobei als glottopolitisches Szenarium *Distinktion*<sup>45</sup> zu ermitteln ist. So hat ein Teil der frankophonen Elite, darunter selbst der einstige kanadische Premier Pierre E. Trudeau, kaum eine Gelegenheit ausgelassen, die Landsleute ihres schlechten Französischs zu zeihen.

---

Québec, sur la notion de qualité de la langue?“, in: *Les actes du colloque sur la problématique de l'aménagement linguistique (enjeux théorique et pratiques)*, vol. 2, Québec 1994, S. 635-659.

45 Zu Distinktion als Szenarium zur Erklärung glottopolitisch initiierten Sprachwandels, vgl. J. Erfurt (wie Anm. 11), Kap. 4, inbes. Abschnitt 4.5.3. Bei Distinktion handelt es sich letztlich im Zusammenhang mit der Vermarktung intellektueller Potentiale um eine Form der Aufwertung des eigenen Status bzw. der Abwertung aller anderen, die nicht über bestimmte sprachliche „Tugenden“ verfügen (können).

Diese Art von Distinktion kreuzt sich auffällig mit den Abwertungen des Französischen in Kanada als „french canadian patois“, die im Diskurs der Anglophonen seit dem 19. Jahrhundert perpetuiert werden. Sprachliche Minderwertigkeitsgefühle und sprachliche Unsicherheit gelten für viele frankophone Kanadier seit langem als ihre natürliche Folge und wirken auch heute noch nach.

## 6. Fazit

In den Abschnitten 4 und 5 wurden eine Reihe sprachlicher Erscheinungen zusammengetragen, die als Korpus-, Status- und Prestigephänomene in Varietäten des Französischen in Kanada zu verzeichnen sind. Zugleich wurde angedeutet, in welcher Weise diese Phänomene auf Faktoren sprachlichen Wandels zu beziehen sind. Damit wäre der Boden bereitet, um auf die am Ende von Abschnitt 2 formulierten Thesen 1. – 3. zurückkommen zu können.

Wie in These 1 angesprochen, ist es meines Erachtens offensichtlich, daß die Faktoren, die im Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen genannt wurden, auch weiterhin wirken und nun zu einem Prozeß der Diversifizierung des Französischen beitragen, den man als sekundäre sprachliche Differenzierung in der neuen Romania bezeichnen könnte. Maßgeblich für die sprachliche Dynamik sind dabei vor allem zwei Aspekte:

- Die räumlich, zeitlich und sozial verschieden geprägten volkssprachlichen Varietäten des Französischen sowie eine plurizentrische Dynamik bei der Ausformung des Standards oder genauer: von Standardvarietäten. Mit anderen Worten: Als Referenzvarietät im Varietätengefüge des Französischen in Kanada tritt unter normativem Gesichtspunkt neben den bisherigen Pariser Standard ein „standard québécois“, dessen Prestige im Kontext nationaler Entwicklungen häufig höher veranschlagt wird als der von vielen Frankokanadiern mit Ressentiments betrachtete „snobistisch und preziös klingende“ Pariser Standard<sup>46</sup>. Zwar erst seit wenigen Jahren, dafür nun recht massiv, setzt sich die Auffassung durch, daß die Existenz unterschiedlicher sprachlicher Formen in den regionalen Varietäten nicht in Termen von Deviation, Normverstoß oder ‚barbarisme‘ zu beschreiben ist. Die Lexikographie in Québec stützt ihrerseits den autozentrierten Ausbau durch Werke wie den „Trésor de la langue française au Québec/ Dictionnaire du français québécois“ unter Leitung von Claude Poirier und „Le dictionnaire québécois d’aujourd’hui“ von Jean-Claude



Boulangier. Rundfunk und Fernsehen betreiben ebenfalls eine Sprachpolitik, die den lautlichen und lexikalischen Gegenheiten vor Ort Rechnung trägt.

- Wenn ein Faktor für die Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen in der Wirkung von Substrat-, Superstrat- und Adstratsprachen bestand, so gilt dies natürlich in besonderer Weise für die nordamerikanischen Varietäten des Französischen in einer absolut anglo-dominanten Umgebung, wo Englisch nicht nur als Adstratsprache unmittelbar und alltäglich zur Verfügung steht, sondern auch diejenige Sprache ist, welche von der Mehrheit der Neukanadier zuerst erlernt wird. Substrateinfluß ging von den amerindianischen Sprachen insbesondere in der Toponymie aus. Im Rekurs auf die Begriffe Substrat und Superstrat zeigt sich auch hier ein Problem, auf das G. Kremnitz nachdrücklich hingewiesen hat.<sup>47</sup> Beide Begriffe „kranken“ an ihren statischen Konnotationen, die den Blick auf vorgängige Konflikte verstellen. Sprachliche Hinterlassenschaften müßten wohl vielmehr als Relikte von Situationen konfliktgeladener gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit betrachtet werden. Bisweilen läßt die Unterscheidung von Substrat und Superstrat als Begriffe der Diachronie und Adstrat als Begriff der Synchronie den Zusammenhang aller drei Aspekte in Situationen gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit, der Sprachverdrängung und des Sprachenwechsels in Vergessenheit geraten.

Im Sinne der Stützung von These 2 kann zunächst auf die Belege aus der Verbmorphologie und Morphosyntax der nordamerikanischen Varietäten des Französischen (hier insbesondere aus Ontario und der Acadie) verwiesen werden. Daran ist ablesbar, daß deutliche Unterschiede beispielsweise zum Französischen in Frankreich, in der Schweiz oder in Algerien bestehen. Diese Feststellung läßt sich weiter präzisieren, wenn die Variation der sprachlichen Formen auf das Konzept der Vitalität der Sprachen im Kontext gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit bezogen wird. Unter nordamerikanischen bzw. kanadischen Verhältnissen ergeben sich dabei signifikante Unterschiede zwischen dem Französischen in Québec und den Varietäten des Französischen außerhalb Québecs, die nicht selten

---

46 Diese qualitative Einschätzung wird gestützt durch die Untersuchungen an der Universität Moncton (Nouveau-Brunswick), die wir 1993/94 im Rahmen der Evaluierung der Französisch-Ausbildung durchgeführt haben, vgl. M. Heller/N. Labrie/D. Cyr/J. Erfurt/M. Doiron et al., *Le perfectionnement en français à l'Université de Moncton. Rapport de l'étude externe*, Toronto 1994.

47 G. Kremnitz, *Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Ein einführender Überblick*, Wien 1990, insb. S. 41-44.

die Situation eines Isolats oder einer Diasporasprache erleben. Die z.T. geringe ethno-linguistische Vitalität (demographisches Potential, politisches, ökonomisches und kulturelles Kapital) und gering ausgeprägte individuelle Netzwerke des sprachlichen Kontaktes begünstigen die intersystemische Variation auch in Bereichen der Grammatik der Sprache.

Bezüglich der sprachlichen Vitalität zeichnen sich in den frankophonen Gemeinschaften außerhalb Québecs dramatisch zu nennende Entwicklungen ab. Das an sich positive Faktum der Zweisprachigkeit vieler Frankophoner wird in der Situation der Existenz als ethnischer Minderheit in anglo-dominanter Umgebung durchaus zur Schaufel in der Hand des Totengräbers. Allerdings wäre hierbei zu bedenken, daß in Tendenzen wie Spracherhalt oder Sprachenwechsel Widersprüche und Konflikte inskribiert sind. So können wohl auch die für die letzten 15 Jahre ermittelten eindeutigen Assimilationstendenzen vor allem in frankophonen Arbeiterfamilien bzw. bei Kindern aus dem Arbeitermilieu nicht linear fortschreitend prognostiziert werden. Denn: Sichtbar ist zugleich ein Wandel in der demographischen Struktur der „franco-ontariens“. Die Französischsprachigkeit wird vor allem in Familien mit höherer Bildung aufrechterhalten und hier als Chance unter anderem für gesellschaftliche Karrieren betrachtet.

Die zwei entscheidenden Unterschiede zwischen heutigen Prozessen sprachlicher Dynamik und jenen, die für die Periode der Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen zu rekonstruieren sind, bestehen im Potential der großräumigen medialen Verbreitung der Sprache<sup>48</sup> sowie im glottopolitisch initiierten Sprachwandel, der mit der bürgerlichen Entwicklung in der frühen Neuzeit einsetzt und eine aktive Gestaltung der sprachlichen Verhältnisse (sprachlicher Ausbau, Export der Sprache im Zuge von Expansion und Kolonialisierung, Normierung, Orthographie, Diskursregelung etc.) in der Gesellschaft impliziert. Im Begriffssystem von Chaudenson/Mougeon/Beniak handelt es sich dabei um extrasystemische Faktoren. Es verwundert nicht, daß die Theoriebildung zu jüngeren Prozessen sprachlicher Dynamik gerade den extrasystemischen Faktoren von Variation und Wandel große Bedeutung beigemessen hat.

These 3. rekurierte zunächst auf so unterschiedliche Fälle wie Korsisch, Galegisch oder Sardisch, für deren „Entstehung“, Status und Wandel in der Soziolinguistik Konzepte wie „la naissance-reconnaissance des langues“, „l'individuation sociolinguistique“ oder „les langues polynomiques“ ausgearbeitet wurden.<sup>49</sup> Diesen Konzepten gemeinsam ist die Reflexion des Sachverhalts, daß die Existenz einer jeder dieser Sprachen

---

48 Was für Sprachen in Minderheitensituationen nicht gelten muß.

„dont l'unité est abstraite et résulte d'un mouvement dialectique et non de la simple ossification d'une norme unique ... est fondée sur la décision massive de ceux qui la parlent de lui donner un nom et de la déclarer autonome des autres langues reconnues“, wie es J. B. Marcellesi einmal formulierte. Glottopolitisch initiiertes Status- und Korpuswandel wäre aber, außer in den genannten Sprachen, auf viele andere zu beziehen, darunter beispielsweise das Katalanische oder das Französische in Québec.

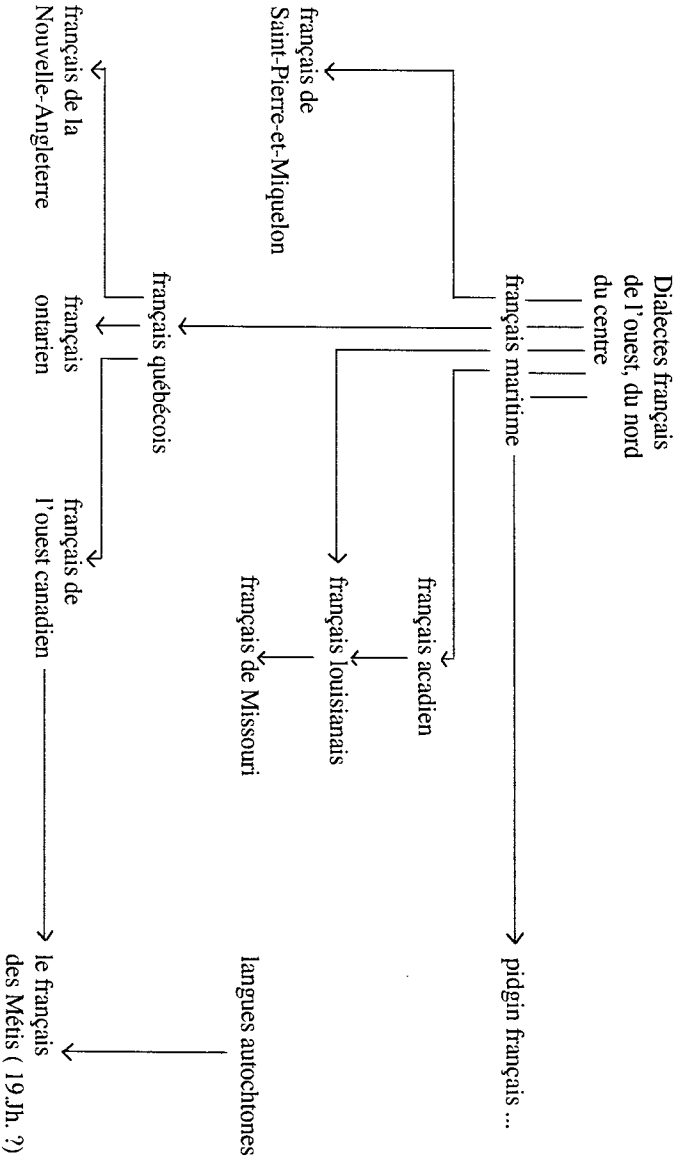
Die jüngsten politischen Entwicklungen in Québec nach dem Wahlsieg des auf Souveränität setzenden „Parti québécois“ vom September 1994 geben Anlaß zur Vermutung, daß der Status der frankophonen Kultur in Kanada in den nächsten Monaten innerhalb der kanadischen Konföderation weiterhin verhandelt wird. Alle früheren Versuche einer Neuregelung – zuletzt mit den Versuchen zur Reform der Verfassung von Lac Meech und von Charlottetown – sind bekanntlich gescheitert. Über kurz oder lang – unabhängig davon, ob ein größeres Maß an Autonomie für die Provinz Québec erzielt oder ob deren Sezession aus dem kanadischen Bund unausweichlich wird – werden die Fragen des *standard québécois* und des autozentrierten sprachlichen Ausbaus weiter an Bedeutung gewinnen. Freilich darf nicht übersehen werden, daß hier bereits ein neues Konfliktfeld vorliegt. Gegen den Ausbau des *standard québécois* sprechen sich sowohl diejenigen aus, welche um den Zusammenhalt der „francophonie internationale“ fürchten, einer Bewegung also, die in Kanada stark vertreten ist, als auch jene, deren Normvorstellungen am Französischen Frankreichs ausgerichtet sind.

Die Anerkennung der Sprache als Symbolform der Gemeinschaft und Praxisform sozialen Handelns hat heutzutage einen zentralen Platz im sprachpolitischen Denken überhaupt. Nicht umsonst wurde gerade der Streit darüber, in welcher Sprache öffentliche Aushänge und Plakatwerbung rechtens sind oder nicht, in Québec mit solcher Persistenz geführt, wohl wissend, daß das von den Frankophonen für Québec vertretene Territorialitätsprinzip bei der gegenwärtigen kanadischen Rechtslage nur geringe Erfolgsaussichten auf eine Durchsetzung des Französischen erwarten läßt.

---

49 Vgl. J. B. Marcellesi. „L'action thématique programmée: ‚Individuation sociolinguistique corse‘ et ‚le corse langue polynomique‘“, in: *Études corses*, 28/1987, S. 5-20.; J. Chiorboli (Hrsg.), „Les langues polynomiques. Actes du colloque international des langues polynomiques. Université de Corse, 17-22 septembre 1990“, in: *P.U.L.A.*, 3/4 1991.

Abbildung 1: Historische Zusammenhänge der Varietäten des Französischen in Nordamerika 50



50 Adaptiert nach A. Hull, „Affinités entre les variétés du français“, in: *Le français hors de France*, A. Valdman (éd., avec la collaboration de R. Chaudenson et G. Manessy), Paris 1979, S. 177.